

(Nachdruck verboten.)

Frau Pilatus.

Von Oscar Madsen.

Autorisierte Uebersetzung von Ida Anders.

Der Assessor wurde immer hitziger.

„Sie sind unsicher im Texte, mein guter Herr Winther, Sie haben wohl die auswendig gelernte Lektion vergessen? Warum glauben Sie, daß der Arrestant Möller unschuldig ist? Ich verlange eine bestimmte und augenblickliche Erklärung.“

„Soweit ich ihn kenne, kann ich unmöglich glauben...“

„Soweit Sie ihn kennen,“ unterbrach der Untersuchungsrichter ihn scharf. „Vorhin behaupteten Sie ja, daß die Bekanntschaft recht flüchtig war — Sie verwickeln sich in Widersprüche, mein guter Mann, nehmen Sie Ihre Zunge in acht.“

Und der Assessor gab zu Protokoll:

„Trotzdem das ganz Unwahrscheinliche seiner Behauptungen — von den Betrügereien des Arrestanten Möller nichts zu wissen — ihm vorgehalten und trotzdem er eindringlich zur Wahrheit ermahnt worden ist, blieb der Komparent hartnäckig bei seiner diesbezüglichen Aussage, doch giebt er nun nach wiederholter Ermahnung, sich an die Wahrheit zu halten, zu, daß er sogar ein sehr intimer Freund des Arrestanten Möller ist, oder doch war, so daß man also kaum annehmen kann, daß ihm dessen Transaktionen unbekannt waren.“

„Davon habe ich ja kein Wort gesagt,“ wandte Winther ein.

„Sind Sie Jurist?“ fertigte ihn der Untersuchungsrichter in scharfem Tone ab. „Doch wohl nicht. Na, dann überlassen Sie mir die Form.“

„Aber ich protestiere!“ rief der unglückliche Zeuge mit einem letzten Funken aufflammender Energie.

„Ja, protestieren Sie nur beim Teufel und seiner Großmutter!“ jagte der Assessor.

Winther warf einen verzweifelten Blick auf die beiden Beisitzer.

Die schloffen sanft und verbreiteten einen milden Brautweingeruch im Saal.

Er sah auf den Protokollführer — der schäbige und dünnhaarige Herr war mit Schreiben fertig und saß über seinen Folianten gebeugt, die Feder hinter dem Ohr, mit gefalteten Händen, als verrichtete er ein stilles Gebet.

Winther war nahe daran, das Spiel verloren zu geben und auszurufen:

„Na ja, dann diktieren Sie nur beim Teufel und seiner Großmutter!“

Aber er nahm sich in acht.

Dem der unbewußte, oder halbwegs bewußte Respekt vor dem Gericht und die Angst, dessen Würde zu kränken, steckte ihm im Blut und fesselte seine Zunge.

Und im übrigen war er so todmüde und abgeäthert, nachdem er drei Stunden hintereinander ferngerade vor der Schranke gestanden hatte, daß er keine Kräfte mehr besaß, um dem einen harten Schädel einen andren härteren entgegenzusetzen. Er wagte nicht einmal, sich ein Glas Wasser zu nehmen, obgleich die Karaffe vor ihm auf der Schranke stand. Er hatte sich des Assessors Triumph beim vorigen Male allzu sehr gemerkt.

Was das anbelangt, der Untersuchungsrichter war bald ebenso nervös wie seine Gegenpartei.

Und selbst dem Protokollführer und den stumpfen Beisitzern konnte man es ansehen, daß sie nicht ganz unangegriffen waren von ihrer Wirksamkeit als Sekundanten bei dem unheimlichen Duell zwischen den beiden Menschen, die von der Gerichtsschranke geschieden wurden.

Assessor Krog zog seine Taschenuhr und bemerkte mit nicht geringem Mergel, daß schon eine gute Stunde über seine Essenszeit verstrichen war. Das war um so verdrießlicher, als er wußte, daß es heute Süßner in Kapernsauce geben sollte — ein Gericht, das nicht lange stehen durfte. Auch war seine Gattin keine Freundin solch langen Ausbleibens „zur Unzeit“.

Der „Bezügliche“ — denn Winther war gradweise, ohne daß er wußte wie es zuging, vom Komparenten zum Be-

züglichen avanciert — trocknete mit seinem Taschentuche seine Stirn, die vom Schweiß troff. Er streifte mit einem Blick die große Wanduhr. Es war einhalb sieben. Genau fünf Stunden waren also vergangen, seit er in das „Polizeithor“ eingetreten zu dieser eigenlümlichen Zeugenaussage.

Der Assessor stampfte ungeduldig auf. In der letzten halben Stunde hatte er nicht ruhig auf dem Stuhl sitzen können.

„Es ist spät,“ sagte er und betrachtete den Delinquenten mit einem vernichtenden Blick.

„Zum Teufel — es geschieht zu Ihrem Besten, wenn ich Ihnen rate, ein bißchen geschwind zu antworten. Sparen Sie sich nur alle die Reservationen, an denen Sie festhalten. Ich kenne den Mumpitz. Und ich kann Ihnen versichern: das macht einen verteuftelt dreckigen Eindruck auf einen Untersuchungsrichter!“

Er wechselte plötzlich den Tonfall und fuhr mit einschmeichelnder, beinahe lodender Stimme fort:

„Selbst Ihr arretierter Kollege, Herr Möller“ — es war das erste Mal, daß Möller an diesem Orte, jedenfalls in diesem Gespräch „Herr“ tituliert wurde — „dessen Sache doch so unendlich viel schlechter steht, als die Ihre, giebt mir weit offener und ehrlichere Antworten. Folgen Sie seinem Beispiel!“

Winther, der nicht einmal auf die plump gestellte Falle achtete, zuckte die Achseln und antwortete:

„Ich kann nur an meiner früheren Behauptung festhalten.“

Assessor Krog kam auf ihn zu, schlug mit der Hand auf die Schranke und starrte ihm lange und wütend ins Gesicht. Dann sagte er leise, aber deutlich:

„Die... Erklärung... ist... Lüge!... Verstehen... Sie... das... Verehrtester?“

Unwillkürlich wich er einen Schritt zurück vor dem Ausdruck in dem Nuttlig des Bezichtigten, der vor Wut weiß geworden war, vor den zwei Händen, die sich in seiner unmittelbaren Nähe ballten, daß die Knöchel hervortraten.

Und der Assessor fügte hinzu, bevor Winther ein Wort gesprochen hatte, und nachdem er vorsichtig nach seinem Schreibtische reteriert war — denn man hat es ja schon erlebt, daß ein aufs äußerste gereizter Mann sich über die Schranke geschwungen hatte, um jedenfalls das Vergnügen zu haben, seinen Heuler zu Boden zu schlagen. —

„Ja, ich kann ja auch schließlich die Unwahrheit sagen, aber im übrigen meine ich das, was ich zuerst sagte.“

Ein neues Achselzucken war die einzige Antwort, die er von dem wehrlosen Manne erhielt.

Nun jagte der Assessor mit einer Stimme, die vor Wut zitterte:

„Protokollführer! Wollen Sie das Verhör zur Begutachtung des Beschuldigten verlesen!“

Der dünnhaarige, graue Spatz begann zu piepsen, während er träge die Blätter des großen Protokolls durchblätterte.

Winther strengte sich an, zuzuhören, obwohl das Zimmer sich längst zu drehen begann und vor seinen Blicken alles im Nebel zerfloß. Es waren Sätze darunter, die er zu wiederholen bot. Sie gingen von dem Anfang einer Seite bis zum Ende der nächsten und es war Winther beim besten Willen unmöglich, aus dieser verschörkelten Zursitzenprosa, deren Wortbildungen zuweisen allem gesunden Menschenverstande zu trogen schienen, einen Sinn herauszulesen. Mit jedem Male wurde Assessor Krog unwilliger und schlug sein Lineal in kurzen, wütenden Schlägen gegen den Schreibtisch.

Da endlich war die Verlesung zu Ende.

Assessor Krog erhob sich und blickte den Dankbeamten scharf an.

„Das stimmt wohl so?“

„Ich wünsche unter anderm die Bemerkung zu machen —“ Der Untersuchungsrichter unterbrach ihn kurz:

„Ich denke, für heute habe ich genug von Ihren Bemerkungen. Nach Ihren Erklärungen hier finde ich Veranlassung, Sie festnehmen zu lassen. ... Sie sind festgenommen.“

Und zum Protokollführer:

„Wollen Sie das hinzufügen und dann: der Arrestant abgeführt.“

Winther behielt noch Geistesgegenwart genug zu einer höflichen Verneigung.

Das schien dem Assessor ein neuer Beweis unverschämten Troges zu sein.

Er gab dem Polizeibeamten einen Wink und eine neue leise Weisung, die Winther nicht hören konnte.

Und der Beamte wandte sich an den Gefangenen:

„Kommen Sie nun, Winther.“

Der Bankbeamte steckte die Hände in die Tasche seines Jacketts, wandte dem Assessor den Rücken und folgte dem Kleinen, wohlgenährten Laffen.

Trotz allem, vor der Kriminalkammer, deren Thür sich hinter ihm schloß, atmete Winther erleichtert auf. Die Atmosphäre war dumpfig in dem langen, dunklen Gange. Aber die Luft war besser hier, als unten in der Folterkammer, unter dem hypnotischen Blick des Assessors. Selbst die Arretierung wirkte wie eine Befreiung nach dem scharfen Kreuzverhör. Wie seltsam es auch klingt, Winthers erster Gefühl, während er abgeführt wurde, war der Freude stark verwandt. Er überlegte:

„Im Arrest bekomme ich jedenfalls Frieden und Ruhe ... Ruhe in diesem Zegefeuer ... Zeit, meine Gedanken zu sammeln.“

Und es fehlte nicht viel, so hätte er dem Polizeibeamten diese ihn überströmenden Gefühle mitgeteilt, während er sich langsam den Gang entlang bewegte.

„Ein bißchen sachte, mein guter Winther, nicht so eilig,“ ertönte Lassens Stimme hinter ihm.

Winther sah sich um.

Er sah, daß der Beamte ein großes Schlüsselbund vorgezogen hatte und im Begriff war, einen der „Schränke“ aufzuschließen.

Aber noch weigerte sich der Arretierte, an diese Schande zu glauben.

„Ich meinte, ich sollte in Untersuchungshaft,“ stammelte er.

„Das sollen Sie auch. Aber wollen Sie erst so freundlich sein und sich hier hereinschauen und sich sammeln.“

Winther starrte in das dunkle, stinkende Loch, das einem schlechten Kiojett gleich, und in dem sich als Sitz eine niedrige Britische befand.

„Ist das wirklich Ihre Absicht?“

„Habe keine Absicht ... die Order des Assessors —“

Winther gehorchte.

Er wandte sich in der Thür um, ehe sie hinter ihm zugeschlagen wurde, gerade zeitig genug, um noch flüchtig seinen stollegen Wöller zu erblicken, der zum Verhör geführt wurde. Die beiden wechselten einen schnellen Blick, der nicht gerade heitere Gefühle wiederpiegelte. Dann fiel die Schranke schnarrend hinter Winther ins Schloß.

Er befand sich eingesperrt im Dunkeln; so eng war der Käfig, daß er auf der widerwärtigen, schmalen Holzbank sitzen mußte; die Wände hatte er direkt auf dem Leibe, rechts und links, vorn und hinten. Und es war ihm, als ob er im Dunkeln fühlen konnte, wie das Ungeziefer krabbelte, wie die Milben sich hervorbohrten und die Flöhe an seinen Beinkleidern auf und ab sprangen.

Er ballte die Hände in zitterndem Schmerz und gelobte sich selbst mit dem teuersten und heiligsten Eide, daß er dem Assessor Krog diesen Spatz ehrlich bezahlen würde ... früher oder später ... wenn wieder ein Tag der Rechtfertigung gekommen war.

Unschuldig arretiert ... nach fünfständigen empörenden Qualen und dann zum Schluß ohne das geringste Motiv in den „Schrant“ gesteckt.

Ja, so war es ... und nichts war dagegen zu thun. Er, der ehrliche Bankbeamte Winther, der auf gleicher Stufe draußen in dem bürgerlichen Leben den Kriminalassessor Krog ziemlich von oben herunter ansehen konnte, wenn es ihm paßte, er sah nun auf das Geheiß dieses Schwachkopfes hier — in dem „Schrant“.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Glocke auf der Schäre.

Von Wilhelm Hagquist.

Weit draußen im Meere liegt eine kleine Schäre, die von Seeleuten und Fischern mit geheimnisvollem Schauern betrachtet wird. Gar manches stolze Fahrzeug ist hier in tausend Stücke zerstückelt, gar manche kostbare Ladung hier zu Grunde gegangen. Die kleine Schäre

ist dabei aber nicht reicher geworden, und die beiden in See vom Meer liegenden Fischerhütten haben nichts von ihrem haufälligen Reußern verloren.

Wenn der Nebel sich über das Meer legt oder der Sturm die Wogen aus ihrer träumerischen Ruhe aufpeitscht, hört man die klagenden Töne einer Glocke. Kommt man näher, so sieht man oben auf der Schäre einen roh gezimmerten Glockenstuhl und eine Frauengestalt mit flatterndem Haar, die wild und angstvoll an dem Glockenstuhl zerrt und zieht. Sie ist es, die die Schäre geheimnisvoll macht. Die Seefahrer erzählen eine wunderbare Mär von ihr.

Vor zehn Jahren war Gertrud von der Schäre noch nicht nährlich, sondern ihrer Schönheit wegen weit bekannt. Sie galt als das mutigste Mädchen bei Sturm und Brandung. Man hatte seine Lust daran, sie gegen die Wogen kämpfen zu sehen. Wie kräftig sie sich in die Ruder legte!

Aber gegen die jungen Fischer, die sie gern aufsuchte, zeigte sie sich merkwürdig scheu und zurückhaltend. Keiner vermochte sie zum Tanz zu bewegen, und das blieb ihm so wunderbar, als das Mädchen grazios und zum Tanzen wie geschaffen war.

An einem Tage im Hochsommer, nachdem Gertrud ihrem Vater beim Auslegen der Netze geholfen hatte, bekam der Alte Lust, nach dem Feslande hinüberzurudern. Im Fischerdorf war Kirmes, und die ganze Nacht sollte getanzt werden. Da würde er den einen oder andern alten Freund treffen und mit ihm beim Glase Grog die Zeit verplaudern.

Gertrud widersprach ihrem Vater niemals. Der Vorschlag schien ihr aber nicht zu gefallen, und als sie an der Brücke des Fischerdorfes anlangte, erklärte sie, im Boote bleiben zu wollen. Es wäre dort so schön still und dann klinge die Musik auch besser in der Entfernung, meinte sie. Der Vater hatte scheinbar auch nichts dagegen einzuwenden. Als er aber langsam die Brücke hinauffrag, murrte er vor sich hin, daß das Mädchen doch eigentümlich sei und daß er sie nicht verstehe.

Sie sah aber, in tiefe Träume versunken, im Boot da. Vor ihr lag blank und still das Meer, und am Himmel schwand langsam das farbenwechselnde Bild der untergehenden Sonne. Ach, wie sehr sie das Meer liebte, das freie, das unermessliche Meer mit seinem Wellenschlag und den salzigen Winden.

Das Plätschern des Wassers wirkte ermüdend auf sie und die Klänge der Tanzmusik vom Fischerdorfe erfüllten sie mit den wunderbarsten Träumen.

Da erschollen Tritte im Sande, männliche Tritte. Es war ein junger Seemann, munter und vom Tanz erhit, der hier am Wasser Lust schöpfen wollte. Als er das träumende Mädchen im Boote erblickte, blieb er verwundert stehen. Plötzlich sagte er aber einen Entschluß. Er wollte ihr einen kleinen Streich spielen.

Schnell schlich er sich an sie heran und küßte sie. Gertrud erwachte. Brachte ihr die Wirklichkeit die Fortsetzung ihres Traumes? Denn sie schlang leidenschaftlich ihre Arme um den jungen Seemann und beantwortete seinen Kuß.

Dann bliete sie auf, entsetzt und erschreckt. Woher kam nur dieser Mann, den sie nie zuvor gesehen hatte? Träumte sie noch immer?

Er legte aber seinen Arm um ihren Leib und begann vertraulich mit ihr zu reden. Und zum Schluß beivog er sie, ihm auf den Tanzboden zu folgen.

Sie tanzte dort einen Tanz nach dem andern. Sie wurde rot und heiß, schien aber gar nicht müde zu werden. So schön war das Tanzen. Nie hatte sie es sich so köstlich gedacht.

Um sie herum erscholl zwischen den Tönen der Musik das wilde Stampfen vieler Füße, Klichern und Lachen und wildes Plaudern betrunkenen Leute, denn die Branntweinflasche machte fleißig die Runde. Gertrud hörte und sah nichts als ihren Seemann, der nur mit ihr tanzte. Und sie vertraute ihm an, daß sie seit ihrer Kindheit in ihrem Herzen eine Sehnsucht empfunden, die sie nie verstanden habe, die sie aber jetzt verstehe. Denn er, der fremde Seemann, sei ihre Sehnsucht gewesen, und so wechselten sie in der milden Sommernacht heiße Küsse und das Gelübde ewiger Liebe.

Schließlich kam der Vater, um Gertrud zu holen. Er hatte des Guten zu viel gethan und merkte daher den zärtlichen Abschied nicht, den die Jungen voneinander nahmen. Sie sollten sich den ganzen Sommer nicht wiedersehen. Denn das Schiff des Seemanns kehrte erst im Herbst zurück. Er wollte ihr inzwischen aber viele und lange Briefe schreiben.

Der Vater stand bereits im Boot und rief Gertrud zu, sie möge sich beeilen. Diese riß sich auch von dem Geliebten los. Als sie sich aber auf der Bootsbank niederließ, standen Thränen ihr im Auge.

Als sie ein Stück vom Lande fort waren, zog der Alte die Riemen ein und bliete Gertrud an.

„Niels Nielson hat sich nach Dir erkundigt,“ sagte er schließlich geheimnisvoll.

„Was kümmert mich Niels Nielson,“ antwortete Gertrud erstaunt.

„Er ist der Reichste im ganzen Dorfe.“

„Warum soll er nicht der Reichste sein?“

Der Vater nahm die Riemen auf. Doch schon nach einigen Schlägen legte er sie wieder nieder.

„Trübden,“ sagte er, „ich glaube, er will Dich haben.“

„Niels!“

„Ja, er fragte ...“

„Nein, Vater, ich will ihn nicht!“

Der Vater brummte etwas in den Bart. Dann begann er wieder zu rudern.

Als sie an der Schäre anlangten, war es herrlichster Morgen.

Der Sommer ging und der Winter war vorüber. Von dem Seemann hörte man aber nichts.

Zum Frühling sollte im Fischerdorf große Hochzeit sein. Niels Nielsen heiratete ein Mädchen aus dem Binnenlande, gerade keine Schönheit, aber sie hatte einen reichen Vater.

Gertruds Eltern waren zur Hochzeit geladen, sie selbst aber nicht. Wahrscheinlich deshalb nicht, weil sie Niels Nielsens einen förmlichen Korb gegeben hatte.

Gertrud stand unten am Strande und sah ihre Eltern abfahren. Der Alte sah, wie gewöhnlich, an den Riemen, und die in Schotels und Tücher gefüllte Mutter hatte das Steuerruder ergriffen. Draußen wehte ein starker Frühjahrswind.

Gertrud begann zu weinen. Sie dachte an ihre armen Eltern. Was sollte aus ihnen werden? Und das schlimmste war, daß die Alten sie nicht mehr, wie früher, liebten. Das kam von dem Korb, den sie dem reichen Niels Nielsens gegeben hatte.

Wie ganz anders wäre es gewesen, wenn sie heute als Braut ausgefahren wäre. Sie konnte aber den Seemann nicht vergessen, obgleich er trotz seines Versprechens nicht ein einziges Mal geschrieben hatte.

Sie fühlte sich so einsam und verlassen. Sollte sie ihr ganzes Leben hier auf der öden Schäre schmachten? Sollte sie nie etwas von der Welt sehen, nie ihre Freuden kennen lernen? Sollte sie nie glücklich werden? Sie hatte das Glück kennen gelernt. Nur wenige Stunden war sie ganz glücklich gewesen. Ihr Glück war er, der fremde Seemann, und er würde schon wiederkommen und mit ihm das Glück, ein leichtes, frohes Leben.

Und Gertrud sitzt am Strande und starrt auf das große, weite Meer, bis die Dämmerung hereinbricht. Es wird Nacht, undurchdringlich dunkle Nacht. Sie sitzt noch immer regungslos da und träumt, träumt von ihm und ihrem Glück.

Gertrud hat einen Brief bekommen, einen Brief von ihm. Endlich, nach einem Jahr.

Er war auf dem Heimweg. Das Schiff würde an der Schäre vorbeikommen und auf das Festland zusteuern.

Voll froher Hoffnungen sah Gertrud am Strande und wartete. Tag und Nacht hielt sie Ausguck.

Eines Abends sah sie ein Schiff sich nähern. Es war sein „Albatros“. Sie ahnte es.

Die Luft war aschgrau. Zwischen den Schären zischte und brauste es, und draußen stand eine schwere weißschäumende See. Und das Schiff kam näher, immer näher.

Sie wurde ängstlich. Es war gefährlich, sich den Schären zu nähern, zumal das Schiff nur ein gereiftes Marssegel trug. . . . Da stand er. . . . Am Backbord. Sie erkannte ihn gleich wieder.

Der Sturm heulte, und die Wogen wuchsen, und näher, immer näher kam das Schiff.

Plötzlich sprangen die Matrosen an die Treppen. Sie versuchten, das Schiff in den Wind zu bringen, doch vergebliche Mühe. Näher, immer näher trieben sie dem Untergang entgegen.

Jetzt kam ein furchtbarer Augenblick für das arme Mädchen. Sie sah, wie das Schiff mit einem furchterlichen Krach auf den felsigen Grund stieß und auseinander barst.

Vergebens suchte sie unter den zwischen den Brandstücken Schwimmenden ihren Geliebten. Die Wogen hatten ihn verschlungen.

Von dieser Stunde an waren ihre Sinne unwachet. — Es war ein stiller, schwermütiger Wahnsinn, der aber zur Tobsucht ausartete, wenn Sturm und Unwetter sie an den unglücklichen Abend erinnerten.

Von dem gestrandeten Schiffe war die ganze Vorderschänge mit der großen Schiffsglocke an Land getrieben. Die Glocke brachte man an der höchsten Spitze an, und bei Nebel und widem Wetter läutete man sie, um die Schiffer vor der gefährlichen Schäre zu warnen.

Von Zeit zu Zeit beschattete sie dann mit der Hand ihre Augen und starrte mit einem leeren Lächeln aufs Meer hinaus, aber schon im nächsten Augenblick ergreift sie das Glockentau und läutet, läutet lange und gewaltsam. Es ist als habe sie dort draußen auf dem Meere jemand gesehen, einen lieben Freund, nach dem sie sich sehnt, der aber nicht kommen darf. —

großen Höhen erfroren sind. Aber jede Lücke ist immer wieder durch einen neuen der Gefahr nicht achtenden Rekruten ausgefüllt worden. Die Aussicht auf Gefahr hat noch nie starke Männer aller Rassen erschreckt. Der Pol hat seine Opfer zu Hunderten gefordert, die Erforschung der Tropenländer hat das Leben Tausender gekostet, und doch waren die Skelette der Vorgänger nur Wegweiser für die ihnen folgenden Männer. Bacon schildert das Faszinierende der Luftschiffahrt, die wilde Erregung, wenn man durch den Regen nach oben rast, oder im reinen Sonnenlicht hängt und die rollende Ebene der Wolken darunter beobachtet. Ein Luftschiffer beschreibt seine Eindrücke: „Fort zu einem unendlich fernen Horizont erstreckten sich Wolkenbogen von schneeiger Weiße, die hier und da in scheinbare Eisfelder mit großen phantastischen Hügeln aufgebrochen waren. Anderwärts erhoben sich Kuppeln und Spitzen über der Oberfläche, oder ein vereinzeltes Matterhorn ragte in den Raum. In einzelnen Gegenden hatte man beim Sehen die Ueberzeugung, Umrisse hoher Klippen zu sehen, die über ein nicht zu hohes Meer ragten.“ Auch die Mysterien einer Nachtfahrt bei mondlosem Himmel haben etwas Ueberwältigendes, wobei es scheint, daß der Ballon sich „seiner Weg durch eine unendliche Masse schwarzen Marmors bahnt“.

Von einer Reise in einem Gewitter schreibt ein Luftschiffer: „In dem Augenblick, in dem die Maschine von ihrem Gewicht entlastet war, riß der heftige Wind sie fort, führte sie mit der Geschwindigkeit eines Blitzes in eine südöstliche Richtung, und in sehr kurzer Zeit erreichte sie eine Höhe von zwei Meilen. In dieser Höhe bemerkten wir zwei riesige, von entgegengesetzten Luftströmungen bewegte Wolken, die sich endlich vereinten, und in diesem Augenblick hörten meine Ohren den furchtbarsten und längsten Donnerschlag.“ Bacon schildert die Geschichte des Ballons von jenem Abend des Jahres 1783 an, an dem der sich kräuselnde Rauch aus dem Schornstein Stephens und Montgolfier auf den Gedanken brachte, mit dessen Hilfe Körper zu heben. Nach verschiedenen öffentlichen erfolgreichen Aufstiegen mit ihrem Feuerballon wurden sie als die ersten Erfinder aller Zeiten bejubelt. Das leicht erregbare Pariser Publikum erklärte, nun stünde das Weltall offen, Reisen nach dem Mond wurden erwogen, und der Himmel selbst sollte im Sturm genommen werden. Trotzdem die Zeit diesen Erwartungen widersprach, wurden große Fortschritte gemacht, und im Jahre 1785 kreuzten ein Franzose und ein Engländer den Kanal. Sie mußten jedoch allen Ballast auswerfen und sich jeder der Kleider entledigen, um den Ballon über Wasser zu halten. Die Gondel befindet sich jetzt im Museum zu Calais. Die erste ernsthafte Auffahrt in England machte im Beisein von 150 000 Leuten der Italiener Lunardi; die Beliebtheit der Ballonfahrten nahm zu, und 1817 kreuzte ein Hr. Sadler den Irischen Kanal. Er fuhr von Dublin auf und landete nicht weit von Holyhead, ein Erfolg, der nie wiederholt wurde.

Bacon schildert dann merkwürdige Abenteuer und schreckliche Unglücksfälle. So wird u. a. der Versuch Codings mit seinem neu erfundenen Fallschirm, bei dem er ums Leben kam, beschrieben. Der Bericht stammt von Hr. Green, dem Leiter des Ballons, von dem der Fallschirm herabging: „Ich fragte Coding, ob er sich behaglich fühlte, und ob der praktische Versuch seine Berechnung bestätigte.“ „Ja, ich fühlte mich nie behaglicher in meinem Leben“, erwiderte Coding, und dann fügte er hinzu: „Ich werde Sie nun verlassen.“ Ich antwortete: „Ich wünsche Ihnen eine sehr gute Nacht und einen sicheren Abstieg, wenn Sie ihn machen wollen und nicht den Flaschenzug benutzen“, mit dem er sich, wann er wollte, in den Ballon zurückziehen konnte. Coding entgegnete nur: „Gute Nacht, Spencer, gute Nacht, Green.“ Dann zog Coding das Seil, das ihn befreien sollte, erst zu schwach und einen Augenblick später heftiger, und der Ballon schoß sofort mit einer Schnelligkeit einer Signalfete nach oben. Die Wirkung auf uns in diesem Moment war fast unbeschreiblich. Die ungeheure Maschine, die uns schwebend zwischen Himmel und Erde hielt, während es schien, als ob wir mit schredlicher Gewalt und Schnelligkeit durch unbekannte Gegenden unter dem Heulen eines furchterlichen Orkans aufwärts gezogen wurden, rollte, als ob sie in einer Freiheit schwebte, um die sie lange gekämpft hatte, über die sie aber bis zu jenem Augenblick in gänzlicher Unwissenheit gehalten worden war. Endlich, wie ermüdet durch ihre Anstrengungen, nahm sie allmählich die Bewegungen einer Schlange an, die mit außerordentlichem Eile zu einem gegebenen Ziel will. Inzwischen strömte das Gas schnell durch das obere und untere Ventil aus.“ Die Luftschiffer entkamen lebend, aber der im Prinzip fehlerhafte Fallschirm wurde in Atome zerschmettert, und mit ihm der Mann, den er trug.

Die längste Ballonfahrt war die des Grafen de la Vaulx, der 1897 von Paris nach Rußland fuhr und 1193 englische Meilen in 35 1/2 Stunden machte. Den Rekord der Höhe erreichte wahrscheinlich Hr. Claiffer, der, wie man annimmt, bis zu 36 000 Fuß stieg; da er bewußtlos wurde, beruht die Schätzung nur auf Berechnungen. Ein unbekannter Ballon ist nach der Anzeige der automatischen Instrumente bis zu 61 000 Fuß gestiegen. —

— Die „neue Ordnung“ in Ungarn. Der ungarische Ministerpräsident Soltman Szell hat soeben eine Verfügung erlassen, worin er den Beamten Höflichkeit im Verkehr mit dem Publikum einschärft. Hierzu macht der „Bester Lloyd“ folgende Bemerkungen: „Es wird noch viel Wasser die Klaffe hinabfließen, ehe Anigges Ungarn mit Menschen neben dem Verwaltungskalender, dem Leibjournal und dem Tabakbeutel den Schreibisch eines jeden Stuhlrichters zieren wird. Ohne Zweifel werden die Beamten zunächst ein Uebergangsstadium genehmigen, in welchem anfangs ein Gramm Höflichkeit mit einem

Kleines feuilleton.

K. Die Eroberung der Luft, die Vergangenheit und Gegenwart der Ballons und der Luftschiffe behandelt ein fesselndes Buch, das soeben unter dem Titel „The Dominion of the Air“ von Z. M. Bacon in London erschienen ist. Die Menschheit beherrscht die Luft noch nicht, sie hat das seltsame Gebiet des Luftraumes erst betreten, aber noch nicht erobert. Die Pioniere haben gekämpft und gewagt und sind für ihr Ziel gestorben, und gerade jetzt erleben wir ein heißes Ringen um die Beherrschung des Luftraumes. Bacon erzählt von den vielen Tragödien, wie die Luftschiffer zerschmettert zu Boden fielen, in der See ertranken, durch explodierendes Gas verbrannt und in

Genier Vertheit gemischt erscheinen wird, bis sich dieses Verhältnis mit der Zeit umkehrt und endlich der glückliche Moment eintritt, wo die letzte Verwünschung dem Munde des letzten Stuhlrichters entfährt. Zunächst wird der Geist der Urbanität mit seinem Gegenpart im Herzen der mit dem Volke in direkter Verbindung stehenden Beamten noch manchen harten Strauß auszufechten haben. Der im Studium des Höflichkeitserlasses von einem Bauer unterbrochene Stuhlrichter wird dem Störenfried ohne Zweifel zurufen:

„Gehen Sie in Gottes Namen zum Teufel!“

Oder der Hausierer, der aus purer Verlegenheit die Thür öffnet, wird unmittelbar mit den Worten ermahnt werden:

„Seien Sie doch so liebenswürdig, die Thür zu schließen, sonst schmeiße ich Sie hinaus, daß Sie den Hals brechen!“

Auch wird ein Kreisnotar, der sich den Ezzellischen Erlaß bereits zu Gemüte geführt, ihn aber noch nicht verdaut hatte, auf eine vielleicht nicht ganz klare Frage eines biederen schwäbischen Bäuerleins nicht ganz umhin können, einzuwenden:

„Ich bitte vielmals um Entschuldigung, Verehrtester, Ihre Anfrage läßt teilweise die vollständige Klarheit vermissen... Du Trottel, Dampf-Gäbecker!“

Auch die Verordnung, daß die Oberstuhlrichter, gleich den Fürsten uralter Zeiten, in den Dörfern unter dem Gerichtsbäume Tag halten und alle Klagen anhören und schlichten sollen, dürfte in Verbindung mit dem Snigge-Erlaß, in der allerersten Zeit nicht in voller Reinheit, auch nicht im ganzen Umfange zur Durchführung gelangen. Nehmen wir an, Oberstuhlrichter A. hätte in Kemencze-Szent-Dávid Gerichtstag zu halten. Hundertundsiebzig Bauern harrten, bis an sie die Reihe kommt; es ist 11 Uhr vormittags und für 1 mittags ist der Herr Oberstuhlrichter beim Gutsbesitzer zum Dinner geladen. Wird seine Ansprache an das Volk nicht folgendermaßen lauten?:

„Verehrte Freunde! Ich bin gekommen, um bereitwillig eure Klagen anzuhören, teilnehmend eure Wünsche zu vernehmen. Tretet heran, Freunde, und sprecht mit mir, wie ein Bruder zum andern. Verflucht und verdammt soll der Lämmel sein, der sein blödes Gewäsch nicht rascher von sich giebt, als ich einen Zug aus meiner Pfeife mache und der Herr, der sich, wenn die Mittagsglocke läutet, noch in Schwere befindet, geht ins Loch, so wahr ich Oberstuhlrichter bin. Verstanden dallerte Lämmeln! Und nun, mein Sohn Andras sprich: womit kann ich Dir dienen...“

Völkerrunde.

— Raymond de Voccard schildert, aus Marokko zurückkehrend, in der „Suisse“ einige Reiseindrücke. Auf dem Marktplatz der Stadt Tanger sah er ein Lager von Nomaden. Ihre loitrigen Zelte waren aus alten Säcken zusammengenäht; darunter lagerten schwarzglänzende Sudanesen, Negersklavinnen, Hadjis (Heilige), Scherifs, Abkömmlinge von Muhammed in grüner Tracht, eine Kellebarde in der Hand; die Muselmanen verneigten sich respektvoll vor diesen und küßten ihnen die Hand. Plötzlich schlägt eine häßliche Psalmodie aus Ohr. Eine Truppe von acht oder zehn Blinden geht vorbei; es sind Opfer der Justiz. Zwei rote Höhlen im Gesichte sagen, daß das glühende Eisen ihnen die Augen ausbrannte. Sie fingen das Lob Allahs und ziehen langsam weiter.

Die Lehre Muhammeds hat sich in Marokko nicht eben rein erhalten. Den Festen zweier barbarischer Sulten hat Voccard zugehört. Am 20. Juni fand das Hamatscha statt. Vom frühen Morgen an wimmelte es auf dem großen Marktplatz von Menschen. Alle Mitglieder der Sekte waren da, mit nackten, frisch rasiereten Köpfen, dem „Muhammed“ auf der rechten Seite, einer harten Haarlocke, welche dem Muselman wichtig ist, da Allah ihn daran nach dem Paradiese führt. Trommeln und Pfeifen machen gehörig Lärm, Reiter, welche Banner aller Farben tragen, sorgen dafür, daß in der Mitte des Platzes ein freier Raum entsteht, und es schreiten in zwei Reihen Männer vor, welche, die Arme verschlingend, in langsamen Takt der Musik sich bewegen. Das Tempo wird allmählich lebhafter und wilder auch der Tanz, der eine Stunde lang dauert. Die Sektierer gestikulieren, winden sich konvulsivisch, es entsteht ein eigentlicher Cancan und jeder Tänzer schwingt jetzt über dem Kopf eine Art, die im Sonnenlicht blüht. Die Geschichte wird toll. Ein Tänzer bringt sich plötzlich eine Schädelfraktur bei, so daß das Blut niederrieselt. Ein Zweiter thut das Gleiche und springend und heulend hauen sich jetzt alle wütend mit der Art auf den Kopf. Die Zuschauer betrachten indessen ganz ruhig die Vorgänge. Mit der eintretenden Ermattung endet das Fest und mit den Fahnen und der Musik an der Spitze, rückt der Zug mit den blutigen Gestalten vor die Stadt hinaus und löst sich auf.

Eine andre Scene erlebte Voccard bei den „Alifa wa“, die rohes Fleisch fressen. Diese Sekte ist sehr bössartig, oft werden Frauen und Kinder bei ihr in Stücke gerissen. Sie tagten am 27. Juni. Am neun Uhr morgens erschienen sie in dichten Scharen, voraus die unvermeidlichen Trommeln und Flöten, auf dem Marktplatz. Die Männer bilden, sich fassend, mächtige Kreise, ebenso die weiß und rote Hosen tragenden Weiber, und es hebt bei einem wunderlichen Drehsitzer ein kolossaler Rundtanz an. Plötzlich wird ins Centrum hinein ein Hammel geschleudert und darauf entsteht ein heilloser Getümmel. Männer und Weiber stürzen durcheinander auf das Tier und zerreißen mit Nägeln und Fäusten das Opfer, so daß binnen wenigen Minuten nichts mehr von diesem da ist als die Haut, um die sich nun die Weiber balgen; sie setzen sich schließlich auf die blutigen Fellen. Jeder Alfabübe hat ein wildes Tier darzustellen.

Die auf den Fellen des Hammelfells kreuzenden Weiber gelten als Löwinnen und verlangen ihr Futter, worauf ein zweiter, dann ein dritter Hammel hingeworfen wird. Beiden ergeht es wie dem ersten. Eine der Löwinnen kriegt einen heftigen Nervenanzfall; sie wälzt sich schreiend am Boden. Man schleppt sie weg und der Tanz wird ziellos fortgesetzt. Mehrere schöne Mädchen, denen die aufgelösten Haare um die Schulter wallen, stellen Schatale dar; sie springen so hoch als möglich, dabei sich heftig windend. Schließlich macht allgemeine Erköpfung sich geltend; es wird ein Zug formiert, der sich gegen das Stadtthor hin bewegt; dann rennen die Löwinnen, Panther und übrigen Festen wie besessen nach der Mosee — wehe dem, der in den Haufen hinein gerät! — und dort wird der Tag geschlossen...

Technisches.

u. Gegen das Einfrieren der Wasserleitungen. Der Winter hat mit jäher Kälte eingesezt, da wird es Zeit Vorjorge gegen das Einfrieren der Wasserleitungen zu treffen. Sehr geeignet zu diesem Zweck ist das folgende Verfahren: Man bedeckt die dem Frost ausgezezte Rohrleitung mit einer dünnen, gleichmäßigen Schicht von Stroh, Sägespänen oder Gerberlohe. Hieraus giebt man eine Schicht feinstgrobe Stüde ungelöschten Kalkes und darauf wieder eine biedere Lage irgend eines schlechten Wärmeleiters. Die erstervähnte Schicht hat hauptsächlich den Zweck, die metallische Rohrleitung vor der Berührung mit dem ungelöschten Kalk und damit vor einer etwaigen chemischen Einwirkung zu schützen. Eine solche Packung schützt den betreffenden Rohrstrang den ganzen Winter hindurch vor der Gefahr des Einfrierens und dem meist hierdurch veranlaßten Versten. Dasselbe Verfahren läßt sich auch anwenden, sobald es sich um das Aufstauen einer Rohrströde handelt, wenn man sich aus irgend welchen Gründen nicht einer freien Planne bedienen will oder kann. Man braucht den Rohrstrang nur mit ungelöschtem Kalk zu umgeben und diesen mit Wasser zu benetzen. Die dann frei werdende Wärme genügt, um das Aufstauen des in der Röhre gefrorenen Wassers zu bewirken.

Humoristisches.

— Noch Besser. Theater-Agent: „Hab' ich Ihnen zu viel gesagt über Fräulein Brillkoffski? Doch unftreutig eine temperamentvolle Ballüre.“

Theater-Direktor: „Ja, gewiß — am letzten Gagetag war sie sogar eine Kra-wallüre!“

— Auf dem Wohlthätigkeits-Bazar. „Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein, ich habe Ihnen doch eben einen Kuß abgelaßt, — könnte ich ihn vielleicht noch gegen ein Glas Champagner umtauschen?“

— Ein Piffikus. Schuhmachermeister (zum Lehrling): „Was, Du Schlingel, bist noch nicht fertig mit dem Stiefelpugen?“

Lehrling: „Senen Romang, Meester, id bin schon beim zweeten!“

Schuhmachermeister: „So, zeig' mal den ersten!“

Lehrling: „Den pug' id, wenn id mit 'm zweeten fertig bin!“ — (Luftige Blätter.)

Notizen.

— Ein Wand Gedichte von Ludwig Dintner, einem Marmorschleifer in Kiefersfelden (Tirol) wird zu Weihnachten in Leipzig erscheinen.

— Gustav Freytags Lustspiel „Die Journalisten“ geht am 8. Dezember neu einstudiert im Kostüm der Zeit (1850) im Schauspielhause in Scene.

— „Lady Windermeres Fächer“ von Oscar Wilde wird Sonnabend zum erstenmal in deutscher Sprache im Dresdener Lobe-Theater aufgeführt.

— Theaterbetrieb engros. Der schwedische Theaterdirektor Ranst besitzt und betreibt vier Theater in Stockholm und eins in Gothenburg. Außerdem unterstehen ihm ständig zwei Schauspielere-Gesellschaften, welche die kleineren Provinzialstädte Schwedens besuchen. Jetzt will er noch ein Theater in Christiania aufmachen.

— Preise Böllischer Bilder. Es erzielten: „Venus Anadyomene“ 15 000 M.; „Rafender Roland“ 40 000 M.; „Jagd der Diana“ 45 000 M.; „Frühlingshymne“ und „Sommertag“ je 65 000 M.; „Der Krieg“, „Malerei und Dichtung“, und „Kantant in der Dorfschmiede“ je 80 000 M.; „Meeresidylle“ 100 000 M.

— Ein Marmorrelief von 47 Centimeter Höhe und 60 Centimeter Breite ist bei den Ausschachtungsarbeiten in Pompeji zu Tage gefördert worden. Das Kunstwerk stellt ein Stieropfer vor dem Bild der Aphrodite dar; es stammt wahrscheinlich aus dem 4. Jahrhundert vor Christi.

— Die Beobachtung der Gletscher im Hinterrheinthal pro 1902 ergab, dem „Bund“ zufolge, einen Rückgang: beim Lombogletscher 4,4 Meter (1901: 3 Meter), Paradiesgletscher 2 Meter (1901: 0 Meter), Zapportgletscher 1,25 Meter (1901: 8 Meter). Als interessante Erscheinung wird erwähnt, daß beim Tombo und Zapportgletscher trotz des unzweifelhaften periodischen Rückganges die Zunge je an einem Beobachtungspunkte gewachsen ist.

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 23. November.